Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

323 (14.7.1900) Badisches Museum, Nr. 56

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 56. — Erscheint zweimal wöchentlich. — 14. Juli. 1900

Ein Erinnerungstag.

4 **Baden-Baden**, 14. Juli.

Ein Zeitraum von 39 Jahren liegt heute hinter uns, seitdem das die ganze zivilisierte Welt in ungewöhnlich schreckensvolle Aufregung versetzende Attentat gegen den damaligen König Wilhelm I. von Preußen, später deutscher Kaiser Wilhelm I., in der Lichtenthaler Allee verübt worden ist. Es war ein Sonntag Vormittag. Der König befand sich in Begleitung des preußischen Gesandten in Karlsruhe, Grafen v. Flemming, auf dem Spaziergang durch die Lichtenthaler Allee nach Lichtenthal. Plötzlich erfolgte in unmittelbarer Nähe des Königs eine Detonation. Der König und Graf Flemming wandten sich sofort um; hinter ihnen stand der Thäter, ein junger Mensch, Oscar Becker aus Odessa, damals Student in Leipzig. Die Pistole, mit der er geschossen, hatte er in's Gras geworfen. Becker wurde sofort verhaftet. Der König, keine Verletzung fühlend, setzte den Weg nach Lichtenthal fort, wohin die Königin schon vorher vorausgegangen war. Wie festgestellt wurde, war eine Kugel durch den Kragen des Rocks gedrungen, in etwas schräger Richtung auf der linken Seite des Halses, sie hatte ein Stückchen der Halsbinde mitgenommen und auf dem Halse eine Kontusion, blutig unterlaufen, etwa einen Zoll im Durchmesser, verursacht. Tiefster Abscheu gegen die ruchlose That ergriff Jedermann. Ungeheucheltste Teilnahme für den König zeigte sich überall. Ein imposanter Fackelzug wurde dem König gebracht. Der Kronprinz von Preußen, der sich in Osborne befand, eilte auf die Nachricht der großen Gefahr, der sein erlauchter Vater mit Gottes Hilfe glücklich entgangen war, sofort hierher. Täglich kamen Deputationen und Abgesandte der verschiedenen Höfe zur Beglückwünschung des Königs hierher. Der König selbst erließ das Handschreiben: „Die unzweideutigen Beweise aufrichtiger Teilnahme, welche mir in Veranlassung des gegen mich verübten, durch Gottes ebenso wunderbare, als gnädige Fügung ohne Folgen gebliebenen ruchlosen Attentates, von den Behörden und der Einwohnerschaft hiesiger Stadt dargebracht worden sind, haben meinem bewegten Herzen wohlgethan und das Gefühl tiefen Schmerzes gemildert, welches dies Zeichen der immer weiter um sich greifenden Entsittlichung and Nichtachtung göttlicher und menschlicher Ordnung in mir hervorrufen mußte. Indem ich daher aus vollstem Herzen dem Bürgermeisteramte und dem Gemeinderat, sowie der Bürgerschaft hierdurch meinen Dank ausspreche und die Königin, meine Gemahlin, sich mit mir hierin vereinigt, haben wir für die Armen der Stadt Baden-Baden 2000 fl. bestimmt, deren Verwendung die gedachten Behörden übernehmen mögen.“ Aus diesem Anlasse wurden weitere Stiftungen gemacht: 1000 fl. von dem Großherzog und der Großherzogin, 500 fl. von dem Prinzen Karl von Preußen, 1000 fl. von der Stadtgemeinde Baden-Baden, 1000 fl. von einem außer Europa wohnenden Fremden (Ungenannt), 525 fl. von Siegfried Normann (Berlin), 500 fl. von Oppenfeld (Berlin), 350 fl. von Karl Wilhelm Jäckel auf Waedecke bei Rathenow, 100 fl. von einem Ungenannten in Tegernsee, 200 fl. 40 kr. von C. Stockdala, 200 fl. von Pavarin. Im ganzen erreichten die Zuwendungen den Betrag von 7400 fl., welche Summe dann mit Genehmigung des Königs zur Gründung einer „König Wilhelm-Stiftung“ verwendet worden sind. Die Zinsen aus dem Stiftungskapital werden alljährlich auf den Gedenktag — 14. Juli — an arme, bedürftige Familien verteilt. Morgen gelangen nun wiederum die Zinsen zur Austeilung, wobei 134 Personen beteiligt sind.

Warum man auf Reisen geht!

Momentbilder von M. Kossak.

„Ist vielleicht ein Brief für Herrn Wessels da?“ fragt ein großer hagerer Mann den Postbeamten am Schalter.

Der Letztere verneint. Einen Augenblick steht der Andere noch zögernd mit gesenktem Kopf da, dann seufzt er tief auf und wendet sich, um zu gehen.

Draußen empfängt ihn lachender Sonnenschein, der Bäume und Sträuche, schloßartige Villen und kleine, malerisch von wildem Wein und Schlingrosen umrankte Häuschen in warmen, goldigen Schein taucht. Im Hintergrunde steigen Berge auf, einige von ihnen sind in einen leichten blauen Dunst gehüllt, auf den Gipfeln der höchsten aber liegt blitzender, blendend weißer Schnee. So strahlend, so feiertägig schön ist die Welt — wer nur das leichte Herz hätte, sich an ihr zu freuen!

In der Brust des Mannes aber schlägt es so schwer — so schwer! Er vermag die Herrlichkeit um sich her nicht zu genießen, ob seine Augen sie gleich auch erkennen. Und doch hat er sichs gewünscht, seit Jahren schon, auch einmal für ein paar Wochen aus seiner engen Häuslichkeit, seinem dumpfigen Bureau herauszukommen und zu reisen, wie die meisten von seinen Bekannten es alljährlich thun. Aber es wurde nie etwas daraus; einmal erhielt er keinen Urlaub, dann gab es Krankheit in seiner Familie, vor allem aber — und das war die Hauptsache — fehlte es an Geld. So blieb das Reisen denn ein schöner Traum, von dem man an langen Winterabenden sprach. „Wenn das Einkommen gestiegen ist und die Kinder groß sind“ — hieß es — „dann reisen wir alle beide, Mann und Frau, zusammen.“ Und nun wurde das lang Ersehnte doch früher Wahrheit, als man's erwartet hatte. „Sie haben sich überarbeitet, mein lieber Herr“, — sprach der Arzt — „Ihre Nerven sind überreizt und Ihre Lungen von dem beständigen Stillsitzen in gebückter Stellung angegriffen. Wenn Sie nicht eine Zeitlang ausspannen, neue Eindrücke gewinnen und sich viel in frischer Luft aufhalten, so entsteht aus der zeitweiligen gesundheitlichen Störung ein schweres organisches Leiden. Also reisen Sie — je früher, je besser.“

Was ließ sich da thun, als dem Rat des Arztes zu folgen! Die Mittel zur Reise wurden aufgebracht, so schwer es der Familie auch fiel, und der Mann fuhr in die Welt hinaus — allein, denn daß seine Frau ihn begleitete, davon konnte ja unter den augenblicklich obwaltenden Verhältnissen keine Rede sein.

Drei Wochen war er jetzt fort und ebenso lange sollte es noch dauern, bis er heimkehren durfte. Ach, wenn es erst so weit wäre! Er fühlt sich so einsam in der Fremde, er sorgt sich, daß seiner Frau und den Kindern während seiner Abwesenheit irgend etwas zustoßen, daß in seinem Bureau dies oder jenes verabsäumt werden könnte, er sorgt sich wegen des Geldes, das seine Reise kostet, er — ach, um was sorgt er sich nicht alles! Seine einzigen frohen Augenblicke sind die, in welchen er einen Brief von daheim bekommt, aber wenn der ausbleibt — —

Ein Wunder nur, daß er sich trotz der geistigen Verstimmung so überraschend gut erholt! Aber das ist unbestreitbar — die Krankheitssymptome, die ihn zuvor ängstigten, haben sich nahezu verloren, er ist stärker geworden und seine Gesichtsfarbe gesunder. Das Nichtsthun, das Wandern in der freien Luft und die kräftige Kost haben ihm geholfen und darauf kommts doch schließlich allein an. Die nächsten drei Wochen werden ja auch vorübergehen und dann — dann fährt er nach Hause! Wie seine Frau sich freuen wird, daß die Reise so gut ihren Zweck erfüllt hat!

* * *

Durch die Schack'sche Bildergalerie bewegt sich eine bunte Menge von Angehörigen aller Nationen, denn wer München passiert, bleibt sicher einen Tag dort, um sich die Böcklins anzusehen, welche auf die Schaulustigen ja fast noch mehr Anziehungskraft üben, als die älteren Meister in der Pinakothek. Vor dem „Panischen Schrecken“ steht ein Ehepaar in mittleren Jahren, welches seine Herkunft aus irgend einem weltentlegenen Landstädtchen nicht verleugnet. Die Frau trägt ein schweres schwarzseidenes Kleid von etwas veraltetem Schnitt, aber dazu einen

hochmodernen Spitzenumhang, der vermutlich ebenso wie der aufgeputzte Hut eigens für die Reise angeschafft wurde. Ihr Gatte ist anspruchsloser gekleidet, und wenn er nicht die dicke Goldkette mit den vielen Berloques in zwei anmutigen Bogen quer über die Weste gehängt hätte, so würde er sich von den meisten anderen Touristen kaum unterscheiden.

„Du, Emil", sagt die Frau im reinsten ostpreußischen Dialekt, indem sie auf das Bild vor ihnen zeigt, „sieh doch mal nach im Katalog, was das ist."

Emil folgt gehorsam der erhaltenen Weisung. Der „Panische Schrecken", liest er mit hochgezogenen Augenbrauen.

Beide schweigen. Offenbar können sie sich bei dem Titel nichts denken. Dann stößt Madame den Gemahl mit dem Ellenbogen an und fragt mit gedämpfter Stimme: „Warum mag der Mann so laufen?"

„Er fürcht' sich. Hast ja gehört, das Bild heißt ‚Der Panische Schrecken'. Panisch ist wahrscheinlich von einem Ort abgeleitet, und da muß wohl zur Zeit irgend was Schreckliches los sein — vielleicht 'ne ansteckende Krankheit, vielleicht Krieg — wer weiß!"

So leise das Gespräch geführt ist, so hat ein daneben stehender Herr doch jedes Wort verstanden. „Sehen Sie nicht, gnädige Frau", wendet er sich an die Dame, „daß die Steine sämtlich Gesichter haben?"

„Gesichter?" wiederholt das Ehepaar erstaunt, indem es angestrengt das Bild betrachtet. „Ja, wahrhaftig — sie haben Gesichter!" ruft die Frau dann triumphierend aus. „Sieh' bloß, Emil, sie haben wirklich Gesichter! Nein, so was! So recht deutlich sind die Gesichter ja nicht, aber wenn man recht zuschaut, erkennt man sie doch — das eine dort hat eine Nase —"

„So komm' doch," unterbricht sie ihr Mann im Flüsterton, „was sollen wir noch lange hier bleiben? Es ist ja so langweilig."

„Ja, langweilig ist's," bestätigte sie, „aber — wir müssen doch zu Hause erzählen —"

„Na, das können wir ja auch. Die Hauptsache ist doch, daß wir sagen können, wir sind in der Schackgalerie gewesen. Nun wollen wir aber ins Hofbräu, denn ein bischen Vergnügen will man doch auch von seiner Reise haben."

„Herrgott, Emil, wie Du redest!" meint die teure Gattin vorwurfsvoll. „Als ob wir zum Vergnügen reisten! Es ist doch bloß, weil sich's für anständige Menschen so gehört und weil einen keiner für voll ansieht, wenn man zu Hause bleibt."

* * *

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar,
Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,
Was mein, was mein einst war!"

klingt's aus dem Musikzimmer nach der großen Glasveranda herüber. Die Stimme ist ein weicher, ein wenig belegter Bariton, dem eigentliche Schulung fehlt — trotzdem oder vielleicht gerade deswegen wirkt sie so unmittelbar auf die Hörer. Schier andächtig sitzen sie da und horchen — kein einziger von den vielen Menschen in der Veranda wagt sich zu regen, die Herren vergessen sogar das Rauchen. Durch die breite weitgeöffnete Thür sieht man den Sänger am Klavier, das feine, scharfgeschnittene Profil hebt sich kameenhaft von dem roten Hintergrund der Tapete ab. Er ist ein noch junger Mann, wenig über dreißig alt und eine auffallend distinguierte Erscheinung, indessen haben die Züge etwas Schlaffes, Verlebtes, das den günstigen Eindruck seiner Persönlichkeit abschwächt. Die jungen Damen jedoch, die keinen Blick von ihm abwenden, finden ihn ungeheuer interessant — „wie ein Byron'scher Held sieht er aus", flüstern sie sich zu.

Jetzt ist das Lied zu Ende. Er schlägt ein paar langhallende Akkorde an und dann singt er noch einmal die erste Strophe. „Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit — was mein, was mein einst war!" klingt's sehnsuchtsvoll aus.

„Donnerwetter noch mal," meint einer der Herren draußen, indem er gewaltsam den Bann abschüttelt, mit dem die Töne ihn umfangen haben, „es ist unglaublich, was für einen Timbre der Rawicz in seiner Stimme hat. Solch ein junger Kerl und diese sehnsuchtsvolle Klage um die entschwundene Jugendzeit! Du, Rawicz," ruft er jenem zu, „wie lange liegt Deine Jugendzeit denn hinter Dir? Was?"

Der Rawicz Genannte zuckt gleichgültig die Achseln und schweigt.

„Willst Du Dich nicht zu uns setzen?" fragt der andere.

„Nein."

Eines der jungen Mädchen, ein zierliches Geschöpfchen im weißen Battistkleide, mit einem Rosenstrauß im himmelblauen Bandgürtel, steht auf und geht in das Zimmer. „Wenn Mohammed nicht zu dem Berg kommen will, so muß der Berg zu Mohammed kommen", spricht sie ein wenig geziert, um dann mit seelenvollem Augenaufschlag hinzuzufügen: „wie wunderbar Ihr Gesang zu Ihnen paßt, Herr von Rawicz!"

Der junge Mann sieht auf und lächelt. Die Kleine mit ihrer offenkundigen Bewunderung für ihn ist auch gar zu drollig. „Wieso denn, mein gnädiges Fräulein?" fragt er.

„Nun, weil — weil —" das Mädchen wird doch rot unter seinen belustigten Blicken — „weil Sie immer so ernst und so blaß aussehen", stottert sie.

„Das hat das Leben gemacht, Fräulein Josty."

„War es denn so traurig?"

„Meine Bekannten behaupten im Gegenteil, es wäre zu lustig gewesen."

„Ja, aber dann — dann begreife ich nicht, warum Sie so melancholisch sind —"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich's bin? Ich langweile mich voilà tout!"

„Auch hier langweilen Sie sich?"

„Auf diesem Landsitz genau ebenso, wie in Algier, wo ich den Winter, und in der Schweizer Pension, wo ich den Frühling verlebte — kurz, wie überall."

„Aber warum reisen Sie denn, wenn es Ihnen kein Vergnügen macht?"

Er seufzt leise. „Irgendwo muß man doch sein, und auf Reisen kommt man noch am besten darüber hinweg."

Das junge Ding sieht ihn mit ihren blanken, runden Augen, die blauen Glasperlen gleichen, verständnislos an. „Worüber kommt man hinweg, Herr von Rawicz?"

„Ueber das Leben, Fräulein Josty."

* * *

In einem Kupee zweiter Klasse sitzt ein einzelner Herr mit einer Henry Clay zwischen den Lippen, deren Duft er behaglich mit der Nase einsaugt. Trotz seines Embonpoints sieht er für seine fünfundvierzig Jahre noch recht jugendlich aus, der hochaufgedrehte Schnurrbart und das elegante helle Reisekostüm nach letzter englischer Mode geben ihm sogar etwas flottes, unternehmendes. Wie er da sitzt, raucht, und ab und zu leise vor sich hin lacht, macht er den Eindruck, als ob er sich riesig gemütlich fühlt.

„Vier Wochen", denkt er, „schade, daß es nicht auf länger ist, aber — ich werde schon noch vierzehn Tage mehr herauspressen. Wenn ich's ihr ordentlich vorstelle — hm! Schließlich kann einem ja auch ein kleiner Unfall passiert sein — man kann sich den Fuß verrenken oder so was. Und wenn sie's nicht glaubt, dann kauft man ein hübsches Schmuckstück oder ein seidenes Kleid. Ist doch ein famoser Mann, der Doktor, daß er diese Reise so notwendig für meine Gesundheit hielt. Für meine Gesundheit — na ja!" Und wieder lacht er sein behagliches Lachen.

Von fern her ertönt ein greller Pfiff, der Zug vermindert seine Fahrgeschwindigkeit, und wenige Augenblicke später hält er.

Auf dem Perron wimmelt es von Leuten, die mitfahren wollen. Der Reisende lehnt sich zum Fenster hinaus und betrachtet interessiert das Gewühl. Am aufmerksamsten verfolgen seine Augen aber doch das schöne Geschlecht. Jetzt kommt der Schaffner mit einer Dame auf sein Coupee zu. Sie ist im Grunde weder sonderlich schön noch jung, aber ihre Toilette besitzt ungewöhnlichen Chic, auch liegt in ihrer Erscheinung ein gewisser pikanter Reiz. Dem Herrn mit der Henry Clay muß sie jedenfalls außerordentlich gefallen, denn in sein Gesicht tritt bei ihrem Anblick ein liebenswürdig verbindlicher Ausdruck und sein Rücken strafft sich. Doch — da geht der Schaffner mit ihr vorüber und öffnet ihr ein anderes Coupee.

„Schade!" denkt der Reisende. „Na, vielleicht auf der nächsten Station —"

Plötzlich fährt ihm ein Gedanke durch den Kopf, und rasch streift er seinen Trauring vom Finger und steckt ihn in sein Portemonnaie, in dem die Goldstücke blinken. „Wie man so vergeßlich sein kann!" murmelte er. „Wozu geht man denn sonst auf Reisen?"

* * *

Lautlos gleitet das Dampfschiff den Strom herab, zwischen sanft ansteigenden Hügelgeländen, blumenübersäten Wiesen, wogenden Getreidefeldern und anmutigen Laubwäldchen, in denen zierliche Villen verstreut liegen. In ihren Fenstern spiegeln sich die letzten Strahlen der untergehenden Sonne — wie sie so zwischen dem Baumgrün hervorblicken, sehen sie fast aus wie Augen, die den Reisenden Grüße nachsenden.

„Ach, wie schön ist doch die Welt, Mama!" klingt aus dem Plaudern und Lachen der Passagiere eine jugendliche Mädchenstimme hervor. „Wenn man doch garnicht wieder nach Hause zurückzukehren brauchte!"

„Zu Hause ist's auch schön, Mietze", erwidert die Mutter. „Das wäre ein trauriges Resultat der Reise, wenn es Dir nachher nicht mehr daheim gefiele. Man reist, um sich zu erfrischen an Leib und Seele, damit man, zurückgekehrt, seine Pflichten wieder mit verdoppelter Freude auf sich nehmen kann — man reist, um Erinnerungen zu sammeln, an denen man sich an langen Winterabenden zu erfreuen vermag, aber doch wahrlich nicht, um sich mit dem Herzen der Heimat zu entfremden."

Ein junges Paar, das Hand in Hand auf einer Bank sitzt, hat die Worte gehört. „Weißt Du, warum wir reisen, Lori?" fragt der Mann, und da seine Frau ihn lächelnd ansieht, beugt er sich zu ihr herab und flüstert ihr zärtlich ins Ohr: „Damit wir ganz allein mit einander sind — nur auf uns angewiesen — damit

wir auf der Hochzeitsreise lernen, Kameraden zu sein für die lange Lebensreise — darum reisen wir!"

Der Protestantismus und die Kunst.

‡ Paris, 11. Juli.

Der bekannte Kunsthistoriker Eugène Müntz veröffentlicht in der „Revue des Revues" die Ergebnisse von Studien und Umfragen über die Kunst und die protestantische Kirche und die Mittel und Wege, beide, die mindestens unfreundlich einander gegenüberstanden, zu versöhnen. Seitens der Kunstkritiker sind in dieser Hinsicht viele Vorbehalte gemacht worden, ebenso von einigen starren Calvinisten, die in diesen Bestrebungen eine Rückkehr zu dem Bilderdienste der katholischen Kirche erblicken wollen. Einige stellen direkt als These auf, daß der Protestantismus und die bildende Kunst einander ausschließen. So schreibt ein Anonymus zu der Frage in dem „Journal des Arts":

„Es ist sicher, daß Albrecht Dürer, obgleich er sich zu einem vorübergehenden Enthusiasmus für Luther fortreißen ließ, stets Katholik geblieben und im Schooße der allein selig machenden Kirche gestorben ist. Seine Kunst ist vom Protestantismus gänzlich unberührt und ganz katholisch geblieben. Dürer arbeitete unablässig für die katholischen Kirchen und seine katholischen Kunden. Was Holbein betrifft, so stammen alle seine großen Werke aus seiner katholischen Epoche. Als er zum Protestantismus übertrat, verlor er seine Kundschaft und flüchtete sich in die äußerste Notlage versetzt nach England, um dort Porträts zu malen. Cranach hatte ein ähnliches Los. Kurz die Invasion des Protestantismus hat die deutsche Litteratur und Kunst des 16. Jahrhunderts gänzlich vernichtet. Immerhin wirkte aber der Protestantismus noch weniger zerstörend, als der Calvinismus."

Müntz erklärt diese Behauptungen zwar nicht für völlig unberechtigt, aber doch für sehr übertrieben. Dürer habe sich durch seine realistische Auffassung von Jugend an von der katholischen Ueberlieferung getrennt und dem Reformationsgeiste angenähert gehabt. Zwar sei er nie aus der katholischen Kirche ausgetreten, habe aber, wie seine Freunde Pirkheimer und Erasmus, bis zu seinem Tode Sympathien für die Reformatoren bewahrt. Holbein sei nie ein Kämpe des Protestantismus gewesen, sondern ein Skeptiker, der Bestellungen von aller Welt annahm. Da die Reformation augenscheinlich die Kirchenmalerei nicht förderte, so ergab er sich der Pflege anderer Kunstgenres. Cranach ist für Müntz ein zu mittelmäßiger Maler, um mit den beiden anderen Genies zusammengenannt und irgendwie als Beispiel zitiert zu werden. Aber außer ihm habe ja der deutsche und der Schweizer Protestantismus glänzende Künstler aufzuweisen, wie Beham, Schaeffelin, Nikolaus Manuel Dentsch und viele andere. Das berechtigt zu der Behauptung, daß die Lutherische Reform keineswegs die bildende Kunst ausgeschlossen habe. Anders liegt die Sache freilich bei dem Calvinismus, dessen Verteidigung Müntz in dieser Beziehung energisch ablehnt.

Er kommt sodann auf die Reformen zu sprechen, die er in künstlerischer Hinsicht in der protestantischen Kirche durchgeführt sehen möchte, und zwar zunächst in der Architektur. Hier seien schon sehr gewaltige Fortschritte erzielt und man habe nur rüstig auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Bezüglich der wieder in Aufnahme kommenden älteren Stile stellt Müntz fest, daß man in protestantischen Kreisen besonders zu dem romanischen hinneige, vorzüglich in Deutschland, wo sich Kaiser Wilhelm für denselben begeistert hat. Müntz ist kein prinzipieller Gegner desselben, tritt aber für die primitive christliche Architektur ein, für Basiliken in Form lateinischer Kreuze oder Rotunden im Stile der Konstantinskirche bei Rom. Wenn man einen neuen Typus wünsche, solle man die wunderbare Pazzikapelle in Florenz zum Vorbilde nehmen, die Brunellesco neben der Heiligen Kreuz-Kirche aufgebaut hat. Die wahre Schwierigkeit beruhe aber in der inneren Ausstattung. Die bezüglichen Vorgänge in England müßten den Protestanten aller anderen Länder, vorzüglich der französischen, viel zu überlegen gehen. Dort habe die Einführung von eigenartigen Bildern in gewisse Kirchen, wie besonders in die von Harsall Cum-Hoch, in der eine Kopie des Millet'schen „Angelus", ein Kreuzweg, ein Herz Jesu, eine heilige Familie, ein Christuskopf, und Medaillon des hl. Paulus mit der Inschrift: „Sankt Paulus, bete für uns!", eine berechtigte Entrüstung in protestantischen Kreisen hervorgerufen, da man somit auf dem besten Wege sei, wieder ganz in den Bilderdienst der katholischen Kirche zurück zu verfallen. Aber man geht Müntz zufolge viel zu weit mit den Reklamationen in dieser Beziehung. „Die Kunst ist hier nur ein Werkzeug, nicht eine wirkende Ursache. Um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, braucht man nur zu beobachten, was in Deutschland vorgeht. Dort wird ebenfalls nichts vernachlässigt, um den Gotteshäusern ihren klaren Charakter und ihre zurückhaltende Schicklichkeit zu bewahren. Aber die Beifügung monumentaler Kirchenstühle oder prächtiger Glasmalereien bezeichnet dort doch keinesfalls die geringste Neigung, zu den Auffassungen der römischen Kirche zurückzukehren." — Für die Wiedergabe religiöser Bilder in protestantischen Kirchen empfiehlt der Verfasser hauptsächlich Leonardo da Vinci's „Heiliges Abendmahl", Michel Angelos „Episoden der Schöpfung", Raphaels „Geschichten aus dem alten Testament" aus den Loggien des Vatikans und desselben „Thaten der Apostel".

Schließlich beschäftigt sich Müntz noch mit der Frage der Illustrationen für protestantische Kirchen- und Propagandabücher; hier ist ihm zufolge noch überaus viel, ja alles zu thun. Für Frankreich sei eine illustrierte protestantische Bibelausgabe ein dringendes Erfordernis. Man dürfe nicht kleinlichen Bedenken bezüglich der Wahl der Modellbilder Raum geben, sondern die Bibel mit Stichen alter Meister, wenn sie auch Katholiken gewesen, wie Raphaels, Michelangelos, Dürers, Holbeins, Rembrandts u. s. w. versehen. Für protestantische Almanachs vollends sei die Auswahl in alten und neuen Werken eine sehr bedeutende, fast unerschöpfliche. Und Müntz schließt mit dem Ausdrucke der tröstlichen Ueberzeugung, daß auch in Frankreich die Versöhnung des Protestantismus mit der Kunst trotz engherziger calvinistischer Widerstandsversuche nur noch eine Frage der Zeit sei.

Abbas Hilmi II. Pascha.

Unter eigenartigen Umständen besuchte kürzlich Abbas Hilmi, der Khediv, England. Wieder ist das Land, das sich die Vormundschaft über das Reich der Pharaonen genommen hat, in Kriege in fernen Landen verwickelt, kaum, daß englische Truppen im Vereine mit der ägyptischen Armee den Sudan dem Khediven wieder unterworfen haben. Abbas II. hat schon als Kind die englischen Truppen im Lande gesehen — denn sie sind seit dem Kampfe mit Arabi Pascha (1882) dort geblieben. Und man kann sagen, der Erbe der Ueberlieferungen von Mehemet Ali hat die Männer Albions von Anfang an herzlich ungern gesehen. Das ist mit der Zeit anders geworden. Zehn Jahre nach dem unglücklichen Ausgange der Erhebung von Arabi wurde der jetzige Khediv durch den plötzlichen Tod seines Vaters Tewfik Pascha 1892 im Alter von achtzehn Jahren auf den Fürstenthron berufen.

Abbas Hilmi war damals, ebenso wie sein Bruder Mehemet, Student am Wiener Theresianum. Die Brüder haben eine vorzügliche europäische Bildung erhalten. Schon als Kinder lernten sie französisch und englisch. Mit zwölf Jahren trat der Erbe des Khediviates in die Haxius-Schule in Genf ein und nahm später weiteren Unterricht dortselbst. Als er — immer mit Mehemet vereint — das Wiener Theresianum bezog, hatte er an dem leutseligen Kaiser Franz Josef einen väterlichen Freund. Ihm ganz besonders verdankt es der Khediv, wenn er, neben einer gediegenen deutschen Schulbildung, auch einen vorzüglichen Militärdienst durchgemacht hat. Das polyglotte Reich der österreichisch-ungarischen Krone war zudem so recht geeignet, das Sprachstudium anzuregen. In der That spricht der Khediv Arabisch, Türkisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch mit der dem Orientalen eigenen Leichtigkeit. Und er hat auch jederzeit Gelegenheit genug, sich im Lande des großen Rhamses — der vier zu seiner Zeit (1200 v. Chr.) „moderne" Sprachen kannte — sich der erlernten Sprachen zu bedienen.

Das Leben des ägyptischen Herrschers ist nicht das eines sog. orientalischen Fürsten. Abbas Hilmi erhebt sich schon um 6 Uhr, badet, reitet dann bis um 8 Uhr und nimmt sein Frühstück ein. Er empfängt dann die Minister zum Vortrage, unterzeichnet Schriftstücke und erledigt die anderen Regierungsgeschäfte. Um 11 Uhr wird das meist reichliche Mittagessen eingenommen. Dann folgen wieder Empfänge, namentlich die Audienz des Volkes, zu der alle zugelassen werden.

Das Familienleben des Khedivs ist sehr einfach. Seine einzige Gemahlin ist eine Circassierin, die früher in Diensten seiner Mutter stand. Dieser Ehe entsprossen mehrere Töchter und ein Sohn, auf den, dem Dekrete des Sultans und dem des Khedivs zufolge, das Thronerbe übergeht. Abbas Hilmi ist auch nach den Begriffen deutscher Damen ein Mustermann. Obwohl ihm doch gewiß ägyptische Cigaretten genug zur Verfügung stehen: der Khediv raucht nicht! Mit Leidenschaft treibt der Khediv aber Musik. Seine Privatkapelle — man hat sie auf der Gewerbeausstellung gehört —, die unter der musterhaften Leitung eines deutschen Musikdirektors, des einstigen Konzertmeisters der Oper zu Breslau steht, bereitet ihm viele Freude, und wie sein Großvater Ismail Pascha einem Verdi die packendsten Themen zur Oper Aida lieferte, macht es dem Khediv besonders Vergnügen, seiner Musiktruppe Anweisungen zu geben zur Uebertragung altägyptischer und arabischer Weisen in den Rahmen unserer modernen Musik.

Der Khediv ist ein leidenschaftlicher Agrarier! Ungezählte Hektare guten Landes harren noch der Bebauung in Aegypten. Abbas Hilmi Pascha hat es für angezeigt erachtet, allen voranzuschreiten und der „erste Bauer Aegyptens" zu sein. Er hat Riesengrundstücke in Kultur gebracht, Früchte und Baumwolle gepflanzt und mit den modernsten Maschinen die Ernte besorgen lassen. Der Khediv bezieht aus diesen seinen selbst geschaffenen Gütern große Einnahmen. Er könnte als wohlhabender „country gentleman" recht gut leben, auch wenn er nicht der Erbe der Pharaonen wäre!

Verschiedenes.

‡ **Die prächtige Gemäldesammlung**, die Kaiser Wilhelm aus den Schlössern Potsdams für das deutsche Haus auf der Pariser Weltausstellung hergeliehen hat, ist von allen Kennern als eine der schönsten und charakteristischsten der französischen Rokkoko-Kunst bezeichnet und in ihrem entzückenden Rahmen gebührend gewürdigt worden. Nun erinnert aber das „Journal", übrigens ohne böswillige Absicht, nur um durch Erwiderungen deutscher Kunstkritiker volles Licht über die Frage zu verbreiten, an einen Brief Voltaires an den Abbé Moussinot in Brüssel, der vom 6. Januar 1741 datiert ist und folgende Stelle enthält: „Was die Gemälde anbelangt, die Sie nach Preußen schicken wollen, bemerke ich Ihnen, daß der König besonders die Watteau, Lancret und Pater liebt. Ich habe bei ihm all das gesehen, aber ich habe vier in seinem Arbeitsbureau aufgehängte kleine Watteaus stark im Verdacht, nur ausgezeichnete Kopien zu sein. Ich erinnere mich beispielsweise an eine Art Dorfhochzeit mit einem scharf hervortretenden weißgekleideten Greise. Kennen Sie dies Bild vielleicht? In Deutschland wimmelt es überhaupt von Kopien, die man für Originale ausgiebt. Die Fürsten werden getäuscht und täuschen manchmal selbst. . . ." Die von Voltaire angeführte „Dorfhochzeit" ist nun bekanntlich eines der Watteaugemälde, die der Kaiser nach Paris geschickt hat und das „Journal" behauptet, daß dasselbe mit großer Vorsicht aufgenommen werden müsse. Jedenfalls scheine es an einzelnen Stellen, vielleicht infolge ungeschickter Restaurierungsversuche, seinen schönen Firniß und die warme Patina verloren zu haben, die die Bewunderer Watteaus so sehr bewundern.

* **Baron und Baronin Seefried.** Baron Seefried, dessen Gemahlin bekanntlich eine Enkelin des Kaisers ist, wird sich dauernd im Honter Comitate niederlassen. Vor einigen Tagen besuchten Baron und Baronin Seefried die Perecsenyer Besitzung des Chefs des Vamos-Mikolaer Fideikommisses, Bela Huszar; damals äußerte Baronin Seefried: „Dieses Gut wird uns Großpapa als Geschenk geben." Nunmehr hat der Kaiser in der That die aus 4600 Joch Wald und aus 1400 Joch Ackerfeld bestehende Perecsenyer Besitzung für seine Enkelin um 700 000 K. käuflich erworben. Auch werden Unterhandlungen wegen Ankaufes des Vamos-Mikolaer-Castells samt Park geführt, und ist es wahrscheinlich, daß auch diese Objekte um den Preis von 70 000 K. in den Besitz des Baron Seefried übergehen werden. Sollte jedoch diese Transaktion nicht zu Stande kommen, so wird Baron Seefried neben dem Walde ein Castell erbauen und einen Park anlegen lassen.

* **Das Grabdenkmal für Kaiserin Elisabeth.** Das Komitee für den Kaiserin Elisabeth-Fonds in Pest hat das vom dortigen Bildhauer Zala ausgeführte, für den Sarg der verewigten Kaiserin Elisabeth bestimmte Grabdenkmal schon vor längerer Zeit nach Berlin geschickt, wo es in Bronze gegossen wurde. Nun ist dasselbe schon vollendet und befindet sich bereits auf dem Wege nach Wien. Es soll vom Bahnhof direkt in die Kaisergruft bei den Kapuzinern gebracht werden, wo es mit Genehmigung des Kaisers zur Aufstellung gelangen wird. Das Denkmal, das eine Mater dolorosa darstellt und überhaupt das erste Grabdenkmal ist, welches in der Kaisergruft zur Aufstellung gelangt, wird zwischen dem Sarge der Kaiserin und jenem des Kronprinzen Rudolf in der daselbst befindlichen Nische an der Wand aufgestellt. Die Einweihung des Grabdenkmals findet, wie bestimmt wurde, am Samstag den 25. August, eine Woche nach dem Geburtsfeste des Kaisers statt. Ob der Kaiser derselben beiwohnen werde, ist vorläufig noch nicht bestimmt.

* **Wie eine Königin porträtiert wird.** Für einen Maler kann es oft nichts Undankbareres geben, als das Porträt einer erlauchten Persönlichkeit herzustellen. Das hat der berühmte englische Künstler William Quiller-Orchardson erfahren müssen, als ihm kürzlich der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, die Königin Victoria auf Leinwand zu zaubern. Sein in der königlichen Akademie ausgestelltes Bildnis der greisen Regentin, das in schärfster Weise getadelt wurde, ist unter höchst merkwürdigen Umständen gemalt worden. Da ihm die Königin nur zwei Sitzungen von je einer halben Stunde gewährte, hatte er kaum Zeit, Kopf und Hände des ungeduldigen Modells flüchtig zu skizzieren. Er bat dann, man möge ihm das lose Jaquet, in dem sich die Königin Victoria malen ließ, zur Verfügung stellen, damit er wenigstens dieses Kleidungstück tadellos wiedergeben könne. Nach umständlichem Korrespondieren erklärte sich die Königin bereit, ihm das fragliche Jaquet für eine Stunde zu überlassen. Am nächsten Tage fuhr dann eine Hofequipage vor, und die Kammerfrau der Monarchin erschien im Atelier mit zwei Bedienten, die in einem kleinen Koffer das Gewünschte brachten. Orchardson wollte nun das Kleidungsstück einer ungefähr die Figur der Königin repräsentierenden Puppe anlegen; ganz entrüstet aber hinderte man ihn daran. Die Jacke wurde über eine Stuhllehne gehängt und die drei Personen hielten dicht daneben Wache, während der Künstler, dem man nicht gestattete, zu nahe heranzukommen, sich abmühte, in der kurzen Zeit alle Details festzuhalten.

* **Wie man „tugendhaft" Walzer tanzt.** Bei der kürzlich in London stattgefundenen Konferenz britischer und amerikanischer Tanzmeister behaupteten die Herren, daß die Art, in der sich die tanzenden Paare beim Walzer und anderen Rundtänzen umschlungen halten, wenig graziös und oft geradezu unschicklich sei. Man protestierte allgemein gegen das wilde Hopsen und Rasen, dem man sich heute in den Ballsälen hingiebt, und das kaum noch die Bezeichnung „Tanz" verdient. Der von Amerika herübergekommenen „Washington Post" wird allseitig zur Last gelegt, daß sie Unheil angerichtet habe, indem sie Tänzer und Tänzerinnen, denen früher ein langsamer Walzer über alles ging, zu den tollsten Sprüngen verleite. Die den Mangel an Sittlichkeit und vornehmer Zurückhaltung bei den Damen beklagenden Tanzlehrer sind nun darin übereingekommen, für die nächste Wintersaison eine neue Methode in bezug auf die Position der Paare einzuführen. Dadurch dürfte ein „Ansichdrücken" in Zukunft nicht mehr möglich sein. Die Regeln für diese Haltung beim Tanze sind folgende: Der Herr offeriert der Dame die linke Hand, sie legt ihre rechte hinein, und der Herr umschließt ihre Finger mit festem Griff. Dann biegt die Partnerin ihren linken Arm und placiert die Hand auf seinen ebenfalls gebogenen rechten Unterarm, dessen Hand ihre Taille im Rücken berührt, aber nicht umspannen darf. Die linke Hand der Dame wird also nicht mehr, wie früher, auf die Schulter oder gar um den Hals des Partners gelegt. Das ist von nun an „mauvais genre".

‡ **Ein Weltausstellungs-Menu.** Zu Ehren der Mitglieder der internationalen Wein-Jury gab der Vizepräsident derselben Fürst Léon Galitzin am Dienstag bei Marguery ein Festessen, dem auch die fremden Generalkommissäre beiwohnten und das durch seine Pracht unter den Pariser Feinschmeckern Sensation erregt. Das Menu des Festmahles, das 20 Gedecke umfaßte, lautet:

Potages:
Bisque d'ecrévisses et exly frais à la Russe.

Hors d'Oeuvres:
Melon glacé, beurre, crevettes de Dieppe.
Hareng frais de Hollande.

Relevés.
Soles à la Maréchale.

Entrées:
Noisettes d'agneau avec crème d'Argenteuil.
Foies gras à la Rossini.
Quenelles d'esturgeon à la Joinville.
Sorbets au porto blanc.
Granite grande fine Champagne.

Rôts:
Canetons de Rouen flanqués d'ortolans en brochettes.
Chaufrois de paons en bellevue.

Légumes:
Flageolets nouveux au beurre.
Pois à la française.
Ecrévisses de la Meuse au vin de Saumur.

Entremets:
Bombe Galitzine. — Poires cressaunes. — Desserts.

Und erst die Weinkarte:
Oporto Royal, retour de Russie 1815.
Xeres Garcia del Salto 1754.
Madère Pembroke, retour de Russie 1805.
J. Moët & Cie., Sillery sec 1804.
Moët et Chandon, cuvée 804—1884.
Moët et Chandon, cuvée 36—1889.
Haut-Brion 1874.
Château-Laffitte, retour de Russie, Elisejeff 1864.
Montrachet-Laguiche 1865.
Château-Yquem, retour de Russie 1847.
Johannisberg Cabinet 1868.
Musigny Vogue 1865.
Haut-Brion (a'laquum) Jerobeam 1875.
Vin mousseux au Couronnement 1894.
Muscat Livadia des signes de S. M. l'Empereur de Russie 1891.
Cognac grande Champagne 1834.

Welcher Luxus bei diesem Festgelage herrschte, geht schon aus der Thatsache hervor, daß der Château-Laffitte 1864 den Gästen in Caraffen vorgestellt wurde. — Die Chronik sagt nicht, ob die Gäste nach dem Mahle noch imstande waren, ihr sachmännisches Urteil über die genossenen Weinsorten abzugeben.

---

* Hohentwiel und Ekkehard. Von Dr. Karl Weiß. (St. Gallen, Wiser u. Frey, Verlagsanstalt Merkur). Lieferungen 2 u. 3. — Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. Von M. v. Brandt. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig, Georg Wigand.)

* „Fliegende Blätter". Bd. 112 1900, 1. Semester. Preis pro Semester in Wochennummern Mark 6.70. (München, Braun u. Schneider.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.